



Nr. 168.

Montag, den 20. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Claudia sollte der Schreiberin unwillkürliche Bewunderung. Jeder Unparteiische mußte diesem kühlen, aufrichtigen, geschäftsmäßigen Brief, ja jeder Zeile desselben entnehmen, daß hier eine vollkommen Schuldlose sprach. Eine schuldbehaftete Frau hätte es nie gewagt, so zu schreiben und ruhig eine Zusammenkunft zu verlangen. Es war ein kluger und vornehmer Brief und deshalb beeilte sich Claudia, ihn zu vernichten. Aber sie wagte nicht, Tris' ausdrücklichen Befehl zu trogen, denn obwohl diese keine direkten Drohungen ausgesprochen hatte, so fühlte Claudia doch durch, daß ihre Feindin nur schweigen würde, wenn sie gehorchte und so schlug sie also den ihr ungewohnten Weg zu ihres Mannes Studierzimmer ein.

Er sprang bei ihrem Eintritt auf und hieß sie höflich willkommen; denn noch war der oberflächliche Waffenstillstand in Kraft, den sie geschlossen hatten. Claudia jedoch bemerkte deutlich, wie sich seine Züge bei ihrem Anblick unwillkürlich umdüsterten und ein ohnmächtiger Zorn gegen ihn stieg in ihr auf. Was half ihr ihre strahlende Schönheit, die während der vielen, an Eroberungen so reichen Jahre nicht verblaßt war, wenn sie jenen, der sie am genauesten kannte ungerührt ließ?

„Schau mich nicht so enttäuscht an, ich bringe dir eine gute Nachricht.“

„Wirklich? Das ist sehr liebenswürdig von dir,“ antwortete Mark, ohne jedoch aus seiner eisigen höflichen Gleichgültigkeit herauszutreten.

„Ich soll dir eine Botschaft von Tris Steinburg übermitteln,“ sagte Claudia, mit tiefem Verdruss gewährend, wie sich sein Ausdruck bei ihren Worten wandelte — ein freudiger Schrecken, der sofort bemeistert wurde, ein strahlendes Aufleuchten der Augen, die das ganze Gesicht verklärte wie die Sonne aus dunklen Wolken brechend, die vorher so graue, düstere Landschaft mit Wärme und Glorie und lachendem Lichte überflutet.

So hatte sein Blick einst aufgелеuchtet, wenn er auf sie fiel, vor vielen Jahren schon, es war vorüber für immer. Ein Gefühl von eisiger Kälte empfand sie im Herzen, ohnmächtige Verzweiflung bemächtigte sich der lauernden Frau, als ihr zum Bewußtsein kam, daß all ihre krummen Wege und gewissenlosen Winkelzüge zu nichts geführt hatten, daß die stürmischen Bogen der Intrigue, auf die sie sich gewagt hatte, sie schließlich an den öden, unfruchtbaren Strand der Gleichgültigkeit getragen hatten.

Mark beobachtete sie prüfend.

„Ich werde Fürstin Steinburgs Ruse natürlich mit größter Freude folgen —“ Er stockte, dann fügte er mit einigem Widerstreben hinzu: „Das heißt, wenn du damit

(Nachdruck verboten.)

einverstanden bist; wenn nicht, dann werde ich mich entschuldigen.“

„Natürlich, es ist mir ganz recht! Warum denn nicht?“ rief Claudia, die durch Großmut jeden Verdacht von sich ablenken wollte. „Sie möchte einmal lange und ungestört mit dir plaudern und jetzt, da Rudolf fort ist, glaubt sie die Gelegenheit ergreifen müssen. Ich ginge zu ihr.“

Immer fragender und prüfender ruhten Marks Blick auf ihr, aber ihre klar und offen dreinschauenden Augen verrieten auch nicht die leiseste Spur irgend eines heimtückischen Hintergedankens und er empfand, so merkwürdig ihm auch alles schien, eine gewisse Dankbarkeit für sie.

„Ich werde also zu ihr gehen, Claudia!“ Bögernd bemerkte er noch einen Augenblick an ihrer Seite, während er mit leicht verlegener Miene die Hand auf ihre Schulter legte. „Ich werde bald wieder zurück sein!“

„O, geniere dich nur ja nicht; bleibe zum Diner bei ihr, wenn sie es wünscht,“ sagte Claudia, nur mit Mühe die in ihr aufsteigende bittere Büt meisternd. Also das erste wärmere Gefühl, das er ihr seit Jahren bezeugt hatte, war nur hervorgerufen durch die Dankbarkeit, weil sie ihm erlaubt hatte, jene andere zu besuchen.

Eilenden, leicht beflügelten Schrittes verließ er die Villa. Die Angebetete sehen, ihrer Stimme lauschen zu dürfen, war schon Wonne für ihn. Er konnte sich aber diesen überraschenden Wunsch, ihn zu sehen, noch dazu durch Vermittlung seiner Frau, nicht erklären. Es sah Tris so gar nicht ähnlich, deren große Zurückhaltung und Feinsühligkeit er kannte. Die Seligkeit jedoch, sie wiedersehen zu dürfen, war so groß, daß er es bald aufgab, nach Gründen ihrer Handlungsweise zu suchen.

Gampden war Idealist durch und durch; seine Art zu lieben glich fast jener der Frauen in ihrer geheimen Arbeit, ihrem verborgenen, süßen Entzücken, er liebte nicht mit der feurigen, stürmischen Leidenschaft, wie sie Steinburg eigen war.

In der Villa der Fürstin herrschte eine ganz unheimliche Stille, die ihm sofort auffiel; denn bis jetzt hatte er Tris in ihrem eigenen Hause nur von einer glänzenden Schar von Gästen und Verehrern umringt gesehen. Mark freute sich, daß das Haus so leer und still war.

Er übergab dem Diener, der ihm die Tür öffnete, seine Karte. Nach kurzem Warten wurde er durch die nur spärlich erleuchteten Empfangsräume an die Terasse geführt, wo Tris, eingehüllt in einen langen, weißen Mantel, auf einem niederen Sessel saß.

Als sich Mark über ihre Hand beugte, sah er, daß die junge Frau nicht so blühend schön war, als sonst; dunkle

Ringe lagen unter ihren Augen, ihr Gesicht war blaß und starr.

„Claudia entrichtete Ihnen meine Botenschaft?“

„Ja, und hier bin ich!“

„Waren Sie nicht sehr überrascht?“

„Ich war hochbeglückt, wie Sie sich wohl denken können und vielleicht auch ein wenig überrascht. Wie friedlich schön ist es hier! Man könnte fast glauben, an Bord eines Schiffes zu sein.“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als ihm zum Bewußtsein kam, wie taftlos sie waren. Rasch schaute er auf Zris, aber das stille, weiße Antlitz blieb unbeweglich. Sie sah so kalt aus, so fern allen menschlichen Gefühlen, daß es ihm wie eisiger Raufrost über das warme Glücksempfinden des Mannes legte.

„Haben Sie Kummer und ließen Sie mich deshalb ruhen?“

„Ja“, antwortete Zris dumpf.

Gampden beugte sich vor und ergriff eine ihrer kalten Hände.

„Sagen Sie mir, was ist es und wie kann ich Ihnen helfen?“

Anstatt die Hand zurückzuziehen, wie er eigentlich erwartet hatte, umklammerte sie unbewußt die seine mit ihren lebenden Fingern und richtete sich hastig in dem Sessel auf.

„Es ist sehr einfach, aber schwer, so schwer für mich, denn ich muß der Freundschaft, die ich Ihnen versprochen, ein Ende machen.“

„O Zris, was habe ich denn getan?“

Aus seinen Worten sprach tiefste Verzweiflung, die sie rührte, so weit ihr gemartertes Herz noch einer Empfindung fähig war.

„Nichts haben Sie getan, Mark, das ist ja das Schreckliche, und auch ich tat nichts Unrechtes“, wie Sie wissen. Aber Rudolf will es mir nicht glauben. Er hat es erfahren, daß ich Sie einstens liebte. Es war vielleicht unrecht von mir, daß ich ihm gegenüber nicht aufrichtig war, ich fand seinen Verdacht kränkend für mich und verweigerte ihm jegliche Auskunft. In heftigem Zorn verließ er mich und als er zurückkehrte, untersagte er mir direkt, Sie je wiederzusehen. Es muß also sein!“

„Aber warum gestehen Sie ihm jetzt nicht alles? Sagen Sie ihm, wie schlecht ich war und wie vollkommen schuldlos Sie sind; er muß Ihnen ja glauben!“

„Jetzt ist es zu spät. Glauben Sie mir, wenn ich könnte, täte ich es gern. Aber ich kann Ihnen das nicht erklären. Sein Herz ist mir gänzlich entfremdet und es würde nur den armseligen Rest von Glück, der mir blieb, auch noch gefährden, wenn ich Sie ermutigen wollte, mich weiter, zu besuchen.“

„Aber das ist ja furchtlich, Zris!“ rief Mark beschwörend. „Sie wissen ja, daß ich alles in der Welt für Sie täte, aber das, gerade das ist ja das Schwerste, Unerträglichste.“

„Und doch das einzige, was Sie für mich tun können. Es muß sein, Mark! Wir müssen jetzt Abschied nehmen für immer und sollten wir uns je einmal treffen, dann müssen wir wie die gleichgültigsten Bekannten, ja wie Fremde sogar aneinander vorübergehen.“

„Großer Gott!“ murmelte Gampden, „das ist entsetzlich!“ Er ließ ihre Hand fallen und lehnte sich im Stuhl zurück, das Antlitz mit den Händen bedeckend.

„O, hätte ich Sie nie gesehen! Oder könnte ich wenigstens dieser hoffnungslosen Liebe zu Ihnen Herr werden, dann wäre es nicht so schwer!“

„Mein lieber Freund, sind nicht Ihre Worte der beste Beweis dafür, daß, mag er auch in anderen Dingen irren, er in diesem einen Punkt recht hat; denn Sie wissen, Mark, ich bin kein, nicht nur dem Namen nach, sondern auch mit Leib und Seele!“

„Ich weiß es und möchte es nicht anders haben. Doch wie die Sterne stehen Sie über mir; aber es ist doch auch

dem armen Menschen gegönnt, bewundernd zu den Gestirnen aufzublicken; er darf doch das Auge staunend, anbetend in jene Höhen erheben. Mehr verlange auch ich nicht und sogar das wollen Sie mir nehmen?!“

„Ja, sogar das, Mark!“

Sie schwiegen, bis Zris wieder leise begann:

„Nehmen Sie an, ich hätte das Recht, derartiges von Ihnen zu verlangen und bäte Sie nun um der Liebe willen, die Sie für mich empfinden, kein anderes weibliches Antlitz mehr liebend anzublicken, was würden Sie dazu sagen?“

„Es wäre Glückseligkeit für mich, zu fühlen, daß ich so innig mit Ihnen verbunden bin.“

„Und so gänzlich gehöre ich ihm an und deshalb, was ich auch im Zorn über ihn sagen mag, erkenne ich ihm im Innersten meines Herzens doch das Recht zu, das unbestreitbare Recht, über mich nach Gutdünken zu verfügen. Es wird leichter für Sie sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Sklavin jenes Mannes, ganz sein eigen bin und daß ich mich dessen rühme. Verschwinden Sie also Ihre Liebe nicht an einem Phantom!“

„Sie mögen je eine Sklavin sein, ich bin der Ihre, und was Sie tun und sagen, ist vollkommen in meinen Augen. Ich will gehen. Es ist für mich ein Sterben vor der Zeit; denn täuschen Sie sich darüber nicht, Zris, der Moment, der mich von Ihnen scheidet, ist der Augenblick meines wahren Todes, wie lange auch mein Körper noch leben möge.“

„Ich weiß nichts darauf zu erwidern; denn ich habe hohle Phrasen ebensosehr, wie Sie, Mark. Es gibt Augenblicke, die Marksteine des Lebens sind, und der jetzige gehört zu diesen. Das eine aber darf ich Ihnen vielleicht sagen: Alle Männer, außer meinem Gatten, den ich liebe, sind wiewesenlose Schattenfiguren für mich. Aus der Reihe dieser Schattenbilder jedoch treten Sie greifbar deutlich hervor; ich denke an Sie, Ihr Kummer berührt auch mich und unsere erste Begegnung wird mir immer in Erinnerung bleiben, ich werde sie so wenig vergessen, wie Sie!“

Nun hatte sie das einzige, lindernde Wort gefunden, das er ertragen konnte. Nie hatte sie jenen ersten Kuß vergessen! Es schnürte Mark die Kehle zusammen, als er daran dachte. Er erhob sich, als Zris aufstand, und folgte ihr in den Salon.

„Muß ich wirklich gehen?“ Zris nickte. Sie warf den Mantel auf einen Stuhl und schritt ruheles auf und ab; sie schien tief erregt, die Trennung vom Freunde fiel ihr schwer, er kam ihr wie ein fester Anker vor und sie hatte so wenig Stützpunkte. Auf's neue empörte sich alles in ihr gegen die Härte ihres Schicksals.

Gampden sah, wie sie litt, daß ihre kalte Ruhe nur eine Maske war, unter deren Schutze sie ihre jähwende Rolle spielte. Unter dieser Maske pochte und blutete das warme Herz einer edlen Frau. Ein rasendes Sehnen ergriff ihn, sie in seine Arme zu schließen und ihren Kummer tröstend wegzuschmeißen. Die Inbrunst dieses Sehns wurde ihm zur unerträglichen Qual, rasch trat er an Zris' Seite und erfaßte ihre beiden Hände.

„Muß ich wirklich gehen?“ wiederholte er. „Ist dies das Ende von allem?“

„Ja, Mark, ja, ich sagte Ihnen schon, daß es sein muß!“

Plötzlich, zu ihrem größten Schrecken, fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen; fest preßte er sie an sein verzweifelltes Herz, ihr weißes Antlitz mit heißen Küssen bedeckend. Zris war so verblüfft, daß sie ihn nicht sofort zurückstieß; dann kam ihr der Gedanke, daß sie ihm diesen innigen Abschiedskuß auf dem Totenbette wohl nicht verweigert hätte, für ihn war es ja auch das Ende, der Augenblick, in dem sein ganzes Glück erstarb. Dann lösten sich seine Arme ebenso rasch wieder, sie stand allein, noch ganz verwirrt, bis ihr endlich klar wurde, daß sich Furchtbares ereignet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ring von 1708.

Capriccio von Wilhelm Clöbes.

Die schöne Komtesse Beate stand in tiefem Nachsinnen am Erkerfenster. Eine leichte Melancholie schien über sie gekommen. Sie stand und träumte, als wollte sie die Nacht belauschen. Draußen ging der Frühling zur Rüste. Es war, als sollten sich in dieser Märchennacht des Rosenmonats alle Sehnsuchtschauer des Frühlings lösen. Wie die befreite Mutter Erde im lichten Smaragd unter dem silbernen Glanz des Mondes erschlummerte! Und von Baum zu Baum, von Busch zu Busch ging es wie ein heißes brünstiges Verlangen. Jenseits des Schloßteiches braunten die ersten roten Rosen am Pavillon wie Hochzeitskerzen.

Johannismacht! Es war, als wollte das schlafende Mädchen mit dem bleichen Madonnengesicht und den verträumten, schwermütigen Augen von der Natur und den umgebenden Sonnenwendgeistern Rat holen, was sie tun sollte. Drei Tage Bedenkzeit hatte sie erbeten, als Erich von Burgdorff-Sanden um ihre Hand anhielt. Morgen sollte er es erfahren, ob sie in dem erheblich älteren Freunde nur einen lebenswürdigen Cavalier beim Morgenritt, einen verbindlichen Spielgenossen auf dem Tennislager schätzte — oder ob sie ihm angehören wollte fürs ganze Leben.

Juli's Leben! Ein tiefer Seufzer hob des jungen Mädchens Brust. Es war so plötzlich über sie, die noch ein halbes Kind war, gekommen. Ihre verwirrten Gedanken flogen ruhelos umher. Weit über die altehrwürdigen Kastanien schwebte sie hinaus, weit über die dämmernden Silhouetten des Bergwalds, aus dem die Sonnenwendfener aufblitzten, die von der lärmenden Dorfjugend allen Herzen zum Spuk angefaßt waren. Trachte sie an den geistvollen jungen Diplomaten, der ihr letzten Winter beim Hofball in Berlin so begeisterte Huldigungen darbrachte? Oder lächelte ihr aus dem sattgrünen Rahmen der Landschaft das frische Gesicht des lebensfrohen Blücherhusarenleutnants entgegen, der die sommerlichen Manövertage in so artigen Versen festhielt? Und nun sollte man sich für ein ganzes Menschenleben entschließen, etwa gar dem Wunsch der Gräfin entsprechend, dem Vierzigjährigen die glücklichste Zeit, die Jugend, zu opfern?! War er dieser großen, starken Liebe wert?

Sie wollte noch einmal darüber schlafen. Wenn der Volksmund recht behielt, müßte ihr der nächste Morgen den Weg zeigen. In dieser geheimnisvollen Nacht!

In langen, weichen Locken glitt das entfesselte Haar über die schöngeformten Schultern und das frikenbelegte Nachtwand, auf das der Schein der Lampe rosige Reflexe warf. Im Spiegel kam sich Beate vor wie jene englische Lady Godiva, die sich in ihre Haare wie in einen Mantel hüllen konnte.

Da fiel ihr Blick wie zufällig auf den schmalen, glatten Reif am linken Ringfinger. Zwei kleine, feurige Rubine standen in der Mitte dicht aneinandergeknüpft. Sie strahlten und glühten so faszinierend, als ob sie die zwingende Kraft eines Talismans besäßen. Beate zog den engen Reif vom schmalen, weißen Finger. Es war ihr, als wären die Rubine Herzen, flammende, ruhelose, klagende Herzen, die in den Freinächten zu den Menschen sprechen wollten. Sie las wieder die Inschrift im Ring. Von der Zeit zwar angegriffen, allein noch deutlich lesbar, stand darin: „24. Juni 1708“. Die anderen Zeichen waren nur noch Runen. Vielleicht ehemals ein Monogramm — möglicherweise zwei verschlungene Herzen. Welche Frauenhand mochte ihn damals getragen haben — den zweihundertjährigen Reif? ... Sie legte den Schmud auf das weiße Samtkissen ihrer Bijoutière — aber selbst durch die Fassetten des geschliffenen Glasdeckels hindurch glühte das Rubinenpaar wie zwei klagende, brennende Herzen. ... „Es ist ein historisches Erbstück!“ hatte Beate's Vater gesagt, als sie ihn den alten Ring schenkte, der unter anderem Geschmeide lag. Mehr wußte sie nicht von dem kleinen Ring.

... Fernher von den Feldern drang jetzt der Jubel der heimkehrenden Dorfjugend in das stille Poudoir der

Komtesse. Sie konnte genau hören, was sie sangen. Es waren jene bald übermütigen, bald schwermütvollen Reigen, wie sie das Volk zu singen pflegt:

„Muß denn ein jeder wissen,
Was ich und du getan?
Wenn wir uns beide küssen,
Was gehts die andern an?“

Dann schlummerte sie ein. Aber es war ein seltsamer Schlaf, der sie umfing. Im lebendigen Traum der Johannismacht fing der Ring von 1708 an zu sprechen ...

Vor 200 Jahren war auch so eine lockende Frühlings-sommernacht wie heute — so sagte der Ring. Da hatte ich meinen Platz gefunden an dem schmalen, weißen Goldfinger der jungen Komtesse. Sie nannte sich gerade wie du, Beate — das heißt die Glückselige. Und glücklich war sie, als meine Rubinen an ihrer elfenbeinweißen Hand leuchteten. Bald himmelhoch jauchzend und zu den tollsten Streichen aufgelegt, daß sie die Leute „die wilde Komtesse“ nannten. Bald wieder schwermütig und still, als drohe ihr der Verlust ihres heimlichen Glückes, das sie mit dem ritteilichen Freunde teilte. Wie übermütig ihre Füße in den goldgestickten Atlasstöckelschuhen durch den Garten sprangen, wenn Rudolf sie zwischen den Taxushecken und Lebkojen und Rosen in den lauschigen Pavillon verfolgte, wo ihm mancher heiße Kuß als Siegeslohn winkte. Wie zierlich und grazios sie sich im Menuett mit dem stolzen Jüngling drehte. Der Schloßpfarrherr eiferte freilich mächtig gegen das weitgeöffnete seidene Nieder, das über dem rauschenden Reifrod einen Hals und Nacken von zart erblühender Schönheit zeigte und nannte es unschickliche „Kamoderei“. Aber wenn ihm die wilde Komtesse kokett mit den Fächern vor den Brillengläsern herumfuhr, da regte sich sogar unter dem schwarzen Rock das gealterte Studentenherz. „Hochwürden sehen aus wie ein Großinquisitor!“ sagte sie einmal zu ihm, „wollt Ihr mich etwa auch bald in den Himmel schicken, in dem man Ehen schließt?“ Aber Hochwürden tat, was am angezeigtesten erschien. Er nahm eine herzhafteste Prise aus der Perlmutterdose und tauschte mit der gnädigen Frau Cornelia, der weißhaarigen Ruhme des hochadligen Hauses erbauliche Reminiszenzen aus, während am Spinett der gepuderte und gestriegelte französische Aristokrat M. Armand de Choiseul saß und die Schloßherrin mit den neuesten italienischen Arien vertraut zu machen suchte.

Es war Frühling und als die Nachtigall ihre ersten Nester in die lichte Nacht hineinschickte, sprach Rudolf der Geliebten von ewiger Liebe und Treue, daß sich die Liebesgötter im Park zu freuen schienen und der bodshörnige Faun am Schloßteich grinste.

Es kam anders. Schon nach Wochen. Und als der Sommer seine verschwenderische Pracht ausgegossen hatte, und die Roggenmühne zwischen den Aehren umging, da klagte die Nachtigall das alte Lied von den Königskindern, die nicht zusammenkommen konnten.

Beate war die Braut des nachbarlichen Schloßherrn Armand de Choiseul, dessen Väter der große Krieg von Westland an den Rhein geführt hatten, geworden. Der Mutter herrischer Wunsch und des Vaters strenger Befehl galten ihr mehr als meine bescheidene Sprache, die zaghafte Bitte des stummen Ringes. ...

Wie es weiter kam? — Kennst du den Sang von Tristan und Isolde?

Zu dem verwitterten Pavillon drunten im Park kehrte die junge Frau noch oft zurück. Sie sehnte sich, wie sie sagte, nach dem Heimatgarten. Längst hatte neben meinen kleinen Rubinen am Ringfinger ein gar mächtiger Marquise mit funkelnden Diamanten eine Stelle gefunden. Aber mich hatte sie nicht vergessen, der ich ihr die Jugend und die Liebe bedeutete. Unbelauscht und verschwiegen glaubte sie sich, als schon die Ästern auf den Beeten ihre Flammenstrahlen aufzuleben ließen im Pavillon, wo sie vom Schmerz entsetzender Liebe sprachen — ehe sie die heißen Sünden verbotener Leidenschaft genossen. ...

Als aber die Blätter fielen, war die Trauer groß im Schloß und rundum in den Dörfern. Im Gliederbruch draußen hatte Rudolf mit den Franzosen den Degen gekreuzt. Sein Herzblut färbte das fallende Laub.

Die „wilde Komtesse“ zog man kalt und starr mit großen, offenen Augen aus dem Schloßleib. Mich schiedte man in die Verbannung. Als man mich von der wächsernen weißen Hand gestreift hatte, wanderte ich in den Schmuckschatz der Frau Cornelia.

Zweihundert Jahre sind vergangen. Wer weiß, von meinem Schicksal besser Bescheid, als ich selber? Doch in den Menschenherzen ist es noch wie damals — Liebe und Haß, Leidenschaft und Neue Und in zauberischen Wundernächten, wenn die Menschen schweigen, fangen tote Dinge an zu reden. . . .

. . . . Die Strahlen der Morgensonne brachen sich in der Kristallbijoutière der Komtesse. „Ein wunderlicher Traum“, dachte Beate. Dann streifte sie den alten, redseligen Ring mit seinen Rubinen an den Finger, wie stets — und schrieb dem Freier ab.

Der Traum der Johannismacht hatte sie lebend gemacht.

Wie der Papst lebt.

Einen interessanten Einblick in das Leben des Papstes Pius X. gewährt ein Werkchen, das kürzlich in Mailand erschienen ist. Die Anekdoten, die erzählt werden, erheben wohl keinen Anspruch auf geschichtliche Wertschätzung, lassen sich aber in den Lebensrahmen des bescheidenen und liebenswürdigen Papstes Sarto recht gut einfügen.

Wie in den Tagen, da er in Salzano Pfarrer war, erhebt sich Papst Pius vom Lager, wenn der Morgen dämmt. Um 5 Uhr im Winter, um 4 Uhr zur Sommerzeit hat er sein Brevier schon gelesen, und nun darf der Kammerdiener eintreten, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein. Eine Stunde später hat der Papst die Messe gelesen und seinen Kaffee getrunken. Er beginnt nun den alltäglichen einstündigen Morgenspaziergang in den vatikanischen Gärten, und darauf werden die an ihn gelangten Briefe gesichtet und gelesen und der Staatssekretär sowie die Vorsitzenden der Kongregationen zum Vortrage empfangen. Eine wahre Bein sind für Pius X. die Privataudielenzen, in welchen er sich der Neugierde und manchmal der Zudringlichkeit gleichgültiger Menschen preisgeben muß.

In den allgemeinen Audienzen hingegen, im Angesicht einer nach Zehntausenden zählenden lautlosen Menge, fühlt er sich als Priester und Apostel, und das Heilswort fließt ihm einfach und natürlich von den Lippen. Immerhin pflegt er niemals eine Audienz zu verweigern. Gegen Nichtkatholiken ist er von einer wirklich christlichen Güte und Freundlichkeit. Ein Jude, der Grundbesitzer Romanin Jacus, zählt zu seinen persönlichen Freunden. Er hat ihn, so erzählte er einst seinem Staatssekretär, in der Not des Lebens, im Kampfe um das tägliche Brot kennen und lieben gelernt. Es ist dies derselbe Mann, von dem er einst als Patriarch von Venedig dem Papste Leo XIII. sagte, er sei wohl Judo, in den Werken der Liebe und Barmherzigkeit indessen weit aus der beste Christ seiner Gemeinde.

Pius X. liebt nicht das steife, spanische Zeremoniell seines Hofes. Könnte er sich über die überkommene Tradition hinwegsetzen, er täte es morgen und gründlich, es gibt aber Rücksichten und Gewohnheiten, die nicht hintangeseht und verleugnet werden können, ohne eingewurzelte Interessen zu verletzen und zu schädigen; und so läßt sich Papst Pius den Fliederkram seiner halbschraufigen Camerieri di Spada o Cappa, seine bespannten Adelsgardisten, seine Landsknechte aus den Urkontonien und seine Palastsoldaten und Gendarmen als ein notwendiges Übel gefallen. Um seine Person duldet er aber niemanden als seinen Diener und seinen Privatsekretär — allen übrigen Hausrat an Scopatori segreti, Bussolanti, Camerieri segreti usw. hat er sich ein- für allemal verboten. Er speist auch nicht allein, wie es für die Päpste seit Urban VIII. Gesetz war. Da man ihn, nachdem er das erstemal seinen Sekretär zu Tisch gebeten hatte, auf die Ueberlieferung aufmerksam machte, antwortete er ohne weiters: „Un papa l'ha fatta o un papa l'ha dis fatta“ (Ein Papst hat es befohlen und ein Papst hat es widerrufen.) Und dabei ist's geblieben, und wenn es ihm einfällt, nimmt er sich zu seinem Sekretär einen Dritten dazu, und an besonderen Tagen auch seine zwei guten alten Schwestern, die ihn noch

immer Pepi (Seppi) nennen und bemuttern wie zur Zeit, da er als schlanker Kaplan siebenmal in der Woche mit Stodfisch, Polenta und dicken Bohnen auskommen mußte.

Am liebsten hätte er seine Schwestern mit der Leitung der päpstlichen Küche betraut, er fand aber einen derartigen Generalstab von Köchen und Unterköchen vor, daß er den Gedanken aufgab. „Für ein Schälchen Suppe so viel Köche!“ rief er, als der Hausmeister ihm die Sache auseinanderlegte und das Schicksal der alten, ihm die Sache ans Herz legte. Bei Tisch fühlt er sich frei von allem Kommt. Er ißt wenig; die besten und besten Gerichte schmecken ihm am besten.

Einst wollte er seinem seit längerer Zeit tränkenden Sekretär Bresson eine besondere Ehre erweisen und befahl, eine Flasche alten Tokais heraufzuholen, der ihm vom Kaiser Franz Josef gespendet worden war. Er schenkte dem Sekretär ein Gläschen und sich selbst ein halbes ein. Der Wein war ein wahrer Balsam. Der Papst lorkte die Flasche bedächtig zu und stellte sie auf ein Pult neben dem Tische. Am nächsten Tage war die Flasche verschwunden. „Wo ist denn der Tokai?“ Monsignore Bresson soll auch heute sein Gläschen haben.“ Der Diener antwortete verlegen, es sei nicht Brauch, dem Papste entforzte Flaschen noch einmal vorzulegen. „A, das tut gar nichts, bringt sie nur herein.“ „Heiliger Vater“, stotterte nun der Unglückliche, „es ist aber Brauch, solche entforzte Flaschen in der Küche auszutrinken.“ „So“, meinte der Papst, „das ist ein recht häßlicher Brauch und wird von heute an abgeschafft.“ Und seit dem Tage nimmt Monsignore Bresson nebst den geheimen Akten auch die Weinflasche in Verwahrung, aus welcher der Papst ihm ein Gläschen und sich selbst ein halbes einzuschöpfen pflegt, und sie muß ihre Pflicht erfüllen bis zur Regelprobe.

Dies und das.

□ Wenn man das Tanzbein schwingt. In Berlin wird in der Zeit vom 20. bis 24. Juli ein internationaler Kongreß der Tanzlehrer abgehalten werden. Einige Kongreßteilnehmer sind bereits in Berlin eingetroffen und wurden von Berichterstattern interviewt. Ballettmeister Rudolf Knoll aus Hamburg erklärte: „Die Idee des Kongresses ist, den Tanz und die Lehrmethode international zu gestalten, so daß jedermann überall tanzen kann. Wie die Dinge heute liegen, kann man kaum in Hamburg tanzen, wenn man in Berlin tanzen gelernt hat, vom Ausland gar nicht zu sprechen. Ein interessantes Paar auf dem Kongreß sind Robert Wilhelmi aus Neapel und seine Frau Elisa Casati aus Mailand. Die Dame entstammt einer berühmten Tänzerfamilie. „Natürlich“, meinte Frau Casati, „finden wir den deutschen Tänzer im allgemeinen schwerfällig. Der Italiener ist ein flotterer, graziöserer Tänzer. Das liegt wohl im Blut. Aber was mir besonders bei Tänzen in Berlin auffiel, das war die Art, wie sich die Herren den Damen gegenüber benehmen. Der Herr holt sich seine Dame, tanzt „pflichtgemäß“ und „transportiert“ sie nach ihrem Stuhl zurück. Schluß! Er bemüht sich wenig um sie, sucht sie nicht zu schützen; kurz, er ist wenig galant. Dann noch etwas: Der Deutsche tanzt, auch wenn er kein guter Tänzer ist. Er riskiert es. Der Italiener würde das nie wagen. Und dann ist uns — soll ich's aussprechen? — der Deutsche beim Tanz nicht harmlos genug. Wer jemals eine italienische Redoute mitgemacht hat, wird wissen, was ich meine. Bei uns kann jede Dame jede Redoute mitmachen. Bei Ihnen? — Kaum! Und woran das liegt? Ich glaube daran: Der Deutsche trinkt, um in Stimmung zu kommen. Der Italiener hat es nicht nötig; bei seinem glücklichen Temperament ist er immer in Stimmung.“

Am Familientisch.

Schieb-Rätsel.
STENDAL
ORTSCHRONIK
HUTSCHUR
WARWICK
VERSETZUNG
UNDING
PFELER
UNION

Vorstehende Wörter sind, ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, derart untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen zwei morbishe Länder bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Lobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.